

DIE WELTWOCH

Wildtierindustrie

Essen Sie mehr Känguru

Alligatoren, Büffel, Leguane und Rohrratten sind die Delikatessen der Zukunft. Was nach ökologischem Frevel klingt, ist eigentlich ein Segen.

Von Dirk Maxeiner und Michael Miersch

Das Känguru-Entrecôte mit Kartoffeln und Spinat für 29.50 Franken zählt im Zürcher Restaurant «Outback Lodge» zu den Rennern der Speisekarte, ebenso das Krokodilsteak mit Basmatireis und Wokgemüse für 34 Franken. Australien, einst ein kulinarisches Niemandsland, hat mit seiner Küche die Metropolen Europas erobert. Besonders die fettarmen Wildgerichte vom fünften Kontinent kommen übergewichtigen und BSE-verängstigten Europäern gerade recht.

Durch geschickte Vermarktung des Exotikfaktors gelang es der australischen Wildwirtschaft, junge Konsumenten zu erobern, die Rehrücken mit Pilzen und Preiselbeeren in einem gediegenen Schweizer Gasthof als spiessige Rentnerkost verachten würden. Knapp 6520 Tonnen Kängurufleisch wurden im vergangenen Jahr exportiert. Das Geschäft mit Kängurufleisch und Känguruleder bringt alljährlich 200 Millionen Dollar ein und beschäftigt 4000 Menschen. Dazu kommt eine wachsende Zahl von Emu- und Krokodilfarmen.

Die erfolgreiche australische Wildökonomie offenbart das verblüffende Potenzial einer Wirtschaftsform, die eigentlich seit 10000 Jahren als überholt gilt. Der Übergang vom Jäger- und Sammlerdasein zu Ackerbau und Viehzucht gilt als grösste Revolution der Menschheitsgeschichte. Doch wie alle Revolutionen hat auch diese nie vollkommen gesiegt. Im 21. Jahrhundert werden immer noch zwanzig Prozent des globalen menschlichen Eiweisskonsums durch Fisch und Wild gedeckt. Ein nicht unerheblicher Teil unserer Lebensmittelwirtschaft blieb steinzeitlich. Und das Verrückte ist: Diese Very Old Economy wächst.

«Use it or lose it»

Nicht nur in Australien, weltweit steigt die Bedeutung von Wildtieren als Nahrungsmittel. Der Trend zu cholesterinarmem Fleisch steigert die Nachfrage. Gleichzeitig empfehlen Umweltschützer eine ökologisch verträgliche Bewirtschaftung von Wildtieren als langfristig wirksamste Strategie, um wildlebende Tierpopulationen auch in Zukunft zu erhalten.

In den achtziger Jahren führte die Weltnaturschutzunion (IUCN) dafür den Begriff «Nachhaltige Nutzung» ein. Und

viele Naturschutzaktivisten in den Industrieländern waren über den «Ökonomismus» ihrer globalen Dachorganisation zunächst entsetzt. Robben oder Elefanten zum Abschuss freizugeben, galt als Frevel schlechthin. Heute ist das Prinzip «Nachhaltige Nutzung» zum allgemein anerkannten Leitbild geworden. «Use it or lose it», lautet der griffige Slogan der Nutzungsbefürworter. Sie argumentieren mit der Armut, die in vielen besonders wildreichen Entwicklungsländern herrscht. Die Wildwirtschaft bietet der lokalen Bevölkerung viele Möglichkeiten: Safaritourismus, Jagdtourismus, Fleischjagd zum Eigenbedarf und Wildtierfarmen. Zudem ist die Wildtierwirtschaft ökologisch sinnvoll: Die Umwandlung von Wäldern und Savannen in Äcker, Plantagen oder Rinderweiden wird dadurch verlangsamt.

Rattenzucht statt Ackerbau

Die Staaten des südlichen Afrika machen bereits seit zwanzig Jahren beste Erfahrungen mit der Umstellung von Rinder- oder Schafzucht zur Wildtierwirtschaft. Antilopen bringen in afrikanischen Trockengebieten auf gleicher Weidefläche zehnmal mehr Gewinn als Rinder. Inzwischen werden diese Vorteile in immer mehr Ländern erkannt. «Wo die Bevölkerung es sich nicht leisten kann, Wildtiere aus rein ökologischen Gründen zu bewahren», heisst es in einem Papier der UN-Ernährungsorganisation FAO, «kann die Einbindung des Wildtiersektors in die lokale Produktionsweise helfen, Naturschutzziele zu erreichen.»

An den Rändern des Selous Game Reserve in Tansania, einem der grössten Wildnisgebiete der Welt, nehmen 51 Dörfer an einem Community Wildlife Management Programme teil. Die Kleinbauern haben einen Teil ihres Ackerlandes stillgelegt und dafür das Recht erhalten, Antilopen und Büffel für die Fleischversorgung ihrer Gemeinden zu nutzen. Zudem sollen die Teilnehmer des Programms bald einen Teil der drei Millionen US-Dollar erhalten, die das Wildschutzgebiet jährlich dank Jagd- und Fototouristen einnimmt.

Im westafrikanischen Benin sind mehrere hundert Bauern dazu übergegangen, halb domestizierte Rohrratten (auch Grasnager genannt) zu züchten. Die genügsamen Viecher geben sich mit Ernteresten, Gras und Küchenabfällen zufrieden. Und ihr wohlschmeckendes Fleisch erzielt auf den Märkten den zehnfachen Preis von Rindfleisch. Früher wurden die Rohrratten mit Hilfe von gezielt gelegten Buschbränden von den Dorfbewohnern gejagt. Bis sie Anfang der achtziger Jahre in freier Wildbahn immer seltener wurden. Die Zucht der Nager war Rettung in letzter Minute. Doch dauerte es lange, bis man sie an ein Leben im Stall gewöhnt hatte. Zunächst hatten sie die Nahrung verweigert, waren aggressiv und paarten sich nicht.

Auch in Süd- und Nordamerika betreiben immer mehr Menschen Wirtschaft mit Wildtieren. Die Bribri-Indianer im Südosten Costa Ricas fingen vor über einem Jahrzehnt damit an, Grüne Leguane zu züchten. Sie halten die Tiere bis zum Alter von sieben Monaten in Käfigen. Damit überbrücken sie die gefährlichste Zeit im Leben eines Leguans. Danach sind die ähnlich wie Huhn schmeckenden Reptilien vor Katzen, Raubvögeln und Schlangen halbwegs sicher und werden am Dorfrand im Wald ausgesetzt. Sobald sie die Schlachtreife von anderthalb Kilogramm erreicht haben, klaben die Indianer die Echsen einfach von den Bäumen. Der Ertrag pro Hektar (600 Kilo) ist höher als bei Rindern.

In den sumpfreichen Küstenregionen Louisiana blüht das Geschäft mit Mississippi-Alligatoren. Zirka dreissig Millionen Dollar werden im US-Bundesstaat pro Jahr mit den Häuten und dem Fleisch der Tiere erwirtschaftet. Die Interessen der Krokodilindustrie führten zu einem stetigen Anwachsen der Alligatorenbestände im Süden der USA. Die Zahl der Panzerechsen stieg in einem Vierteljahrhundert von 175000 auf eine Million an.

Nicht alle taugen zum Nutztier

Auch die Bisons erleben eine erstaunliche Renaissance, nachdem das nordamerikanische Wildrind zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nahezu ausgerottet gewesen war. Die Bestandzahl ist wieder auf über 200000 Tiere gestiegen. Sie weiden nicht nur in Nationalparks, sondern auch auf Farmland. 2300 Landwirte in den USA leben bereits von den Indianerbüffeln, deren Fleisch zirka ein Drittel teurer ist als Rindfleisch.

Zehntausend Jahre nach dem Übergang von der Jagd zur Zucht haben von den 4630 Säugetierarten nur fünf eine weltweite Karriere geschafft: Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Pferd. Weitere neun Arten sind wenigstens in Teilen der Welt zu wichtigen Wirtschaftsfaktoren geworden – etwa Dromedar, Lama, Wasserbüffel und Rentier. Die grossen Fünf stammen ursprünglich alle aus Eurasien, setzten sich jedoch bereits vor Jahrtausenden in Afrika durch, später auch in Amerika und Australien. Vor rund 4500 Jahren war ihre Domestikation abgeschlossen.

Der amerikanische Evolutionsbiologe Jared Diamond glaubt, dass es bei jeder der 148 grossen Säugetierarten zu irgendeinem Zeitpunkt zu Zähmungsversuchen gekommen ist. Doch fast alle Tiere haben sich als ungeeignet erwiesen. Der Mensch habe seine Möglichkeiten auf diesem Gebiet ausgereizt, meint Diamond. Denn um ein ökonomisch bedeutendes Nutztier zu werden, muss eine Spezies viele Kriterien erfüllen: Der Kandidat darf nicht zu aggressiv sein, er muss seine Pflanzennahrung effizient in Eiweiss umsetzen, schnell wachsen, vermehrungsfreudig sein und eine gewisse Grösse besitzen. So erreichten Kaninchen oder Meerschweinchen nie die Bedeutung der Huftiere. Aber auch Domestikationsversuche mit Grosstieren, die im 19. und 20. Jahrhundert unternommen wurden, zum Beispiel mit Antilopen und Elchen, verliefen nicht sonderlich erfolgreich.

Der Erfolg der australischen Wildwirtschaft zeigt jedoch, dass Tiere gar nicht domestiziert werden müssen, um sie in grossem Massstab zu nutzen. Manchem Farmer in Australien dämmert es, dass wilde Kängurus ebenso wertvoll sein können wie Schafe oder Rinder. Mitte des 20. Jahrhunderts wurden die sprungkräftigen Beuteltiere noch als lästige Konkurrenten betrachtet, die den klassischen Nutztieren das Gras wegfressen. Nur ein totes Känguru war ein gutes Känguru. Kein Australier hätte sich dazu herabgelassen, solches Ungeziefer freiwillig zu essen – zum Barbecue gehörten Rindersteak und Lammkotelett. Kängurufleisch wurde zu billigem Hundefutter verarbeitet.

Protest gegen Fussballschuhe

Dies hat sich gründlich geändert. Heute gibt es doppelt so viele Kängurus wie Rinder und bereits halb so viel wie Schafe. Kängurusteaks brutzeln auf den Grills der Aussie-Restaurants in aller Welt. Das Anwachsen der Bestände wird von der Landbevölkerung nicht mehr als Bedrohung erlebt, sondern als eine willkommene nachwachsende Ressource.

Diese utilitaristische Sichtweise auf lebendige Geschöpfe empfinden manche Tierfreunde als schockierend. Tierrechtsaktivisten machten sich dies zunutze und starteten eine Kampagne gegen die australische Känguru-Industrie. Da sie sich bei den Liebhabern von Kängurusteaks weniger Erfolg erhoffen, konzentrieren sich die Nutzungsgegner auf die Lederverarbeitung. Die Tierrechtsorganisation VIVA! (Vegetarians International Voice for Animals) macht in England und den USA mobil gegen den Sportschuhhersteller Adidas, der edle Fussballschuhe aus Känguruleder produziert. Über zehntausend Protestschreiben sind bereits bei der Sportartikelfirma eingegangen.

Die Natur freut sich

Die Känguru-Industrie argumentiert dagegen, dass die staatlich lizenzierten Jäger gut ausgebildet sind und streng überwacht werden. Kängurus würden zu 98 Prozent durch Kopfschuss erlegt. Im Beutel versteckte Jungtiere müssten sofort und schmerzlos getötet werden. «Es gibt keinen vernünftigen Grund, dies als grausamen Akt zu betrachten»,

bestätigte sogar der australische Tierschutzverein RSPCA (Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals).

Australische und auch internationale Naturschutzorganisationen haben ohnehin nichts gegen die Jagd einzuwenden. Im Gegenteil: Sie freuen sich, dass die ursprünglichen Wildtiere des Kontinents nun von den Farmern als wertvoll betrachtet werden. Ihre Zahl ist seit Jahrzehnten auf heute über 58 Millionen Tiere angewachsen – der höchste Bestand seit Beginn der Zählungen.

Nur sieben Arten werden kommerziell genutzt. Die 41 Känguruarten, die nicht so häufig sind, stehen weiterhin unter Schutz. In ökologischer Hinsicht ist der Trend zur Wildwirtschaft ein Segen: Kängurus sind besser an das trockene Grasland angepasst als Schafe und Rinder. Sie brauchen weniger Wasser und verwandeln spärliches Steppengras effizienter in schmackhaftes Muskelfleisch.

Dennoch kam beim Commonwealth-Gipfel 2002 in Australien kein Känguru-Entrecôte auf die Teller. Die versammelten Staats- und Regierungschefs erfreuten sich stattdessen an lebenden Kängurus im Tierpark. «Wenn ein Zoobesuch auf dem Programm steht», erklärte die Managerin des Tagungshotels, «wäre es nicht passend, Känguru auf der Karte zu haben.»

Kommentare

+ ***Kommentar schreiben***
